

Typologie der zürcher Kirchengedächte

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich**

Band (Jahr): **50 (1980-1982)**

Heft 2

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Typologie der Zürcher Kirchengерäte

Taufgerät (Nr. 1–29)

Sowohl Gotthard Schmid³ als auch Erika Welti⁴ haben in ihren Werken die Zürcher Taufbräuche ausführlich beschrieben. Wir können uns deshalb kurz fassen. Im Zuge der Reformation fand die Taufe zuerst, noch vor dem Abendmahl, ihre neue Form. Bereits 1523 liess Leo Jud sein «Taufbüchlein» erscheinen, das noch einen sehr konservativen Geist atmet. Im eigentlichen Zürcher Reformationsjahr, 1525, erschien dann Zwinglis Schrift «Von der Taufe», welche mit den alten Formen brach und neue Wege wies. Wir stellen fest, daß die Zürcher Kirche – im Gegensatz zu den Kirchen im engsten Einflußbereich Calvins – den Taufstein beibehielt. Alte Taufsteine bergen in ihrer Höhlung oft ein großes Kupferbecken. Es ist innen verzinkt, um der Bildung von Grünspan vorzubeugen, und hängt drehbar an zwei Stiften an der oberen Kante des Taufsteins. Nach der Taufe wird das Becken gekippt. Das Wasser rinnt hierauf durch eine Bohrung im Sockel und Fuß des Taufsteins direkt ins Erdreich unter dem Kirchenboden. Dies entspricht durchaus mittelalterlichem Kirchenbrauch. Das bei der Taufe verwendete Wasser sollte nicht in einer Kloake mit verschmutztem Wasser in Berührung kommen. In bezug auf den Taufstein ist der sonst so kompromißlose Zwingli recht konservativ geblieben.

Wie ging nun in den Kirchen Zwinglis die Taufe vor sich? David Herrliberger hat den Vorgang in einem Kupferstich festgehalten⁵. Den äußern Rahmen bildet die Kirche zu St. Peter in Zürich. Die Patin hält das Kind, dessen Nacken entblößt ist und das nach unten blickt, über das Taufbecken. Der amtierende Pfarrer gießt aus einer Schale Wasser über den Nacken des Kindes. Das Wasser sammelt sich hierauf im Becken. Umstritten ist, ob zur Zeit Zwinglis die Immersionstaufe nach frühchristlichem Brauch, d. h. die Taufe durch Untertauchen, noch üblich war. Dies wäre in einem Taufbecken, wie es sich z. B. in Wila erhalten hat (Tiefe 32 cm, oberer Durchmesser 58 cm), bei einem Säugling ohne weiteres möglich gewesen (Nr. 19). Auch enthält das Gebet, welches Zwingli für den Augenblick nach dem Taufakt formulierte, den Passus: «Gott verlyche dir, daß, wie du jetzt mit einem wyssen Kleid lyplich angezogen wirst, also auch am Jüngsten Tag mit reiner Conszientz vor Gott erschnest.» Die Bekleidung mit einem weißen Kleid nach der Taufe ist doch wohl nur bei einem Kinde sinnvoll, das zur Taufe entkleidet worden ist. Nun hat aber Hans Weiditz 1493 auf einem Holzschnitt die Taufe des nachmaligen Kaisers Maximilian I. genauso dargestellt, wie es David Herrliberger mehr als 250 Jahre später auch getan hat: Der kleine Prinz wird mit entblößtem Hals und nackten Schultern, sonst aber bekleidet, Gesicht nach unten, durch den Paten über das große Taufbecken im Taufstein gehalten. Daraus kann geschlossen werden, daß bereits gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Immersionstaufe in unseren Breiten nicht mehr geübt wurde. Im Winter hätte sie sicher in einer ungeheizten Kirche den Täufling gesundheitlich

gefährdet. Das große Taufbecken wurde offensichtlich nur zu dem Zweck beibehalten, das Taufwasser aufzufangen. Man scheute sich, dasselbe auf den Boden zu verspritzen.

Ein weiterer Beweis für die Annahme, daß die Immersionstaufe um die Mitte des 16. Jh. nicht mehr geübt wurde, findet sich auf einem Propagandaflugblatt der Lutheraner⁶. Es handelt sich um einen anonymen, kolorierten Holzschnitt, der um 1544 entstand und Lucas Cranach d. J. zugeschrieben wird. Dargestellt sind die Bräuche und Handlungen der katholischen und evangelischen Kirche – in reichlich tendenziöser Weise! Bei der evangelischen Taufe trägt der Pfarrer das entkleidete Kind. Es ruht mit dem Bauch auf seiner linken Hand. Mit der Rechten schöpft er – ohne Verwendung einer Taufschale – das Wasser aus dem riesigen Becken im Taufstein. Der Pate wartet mit Kissen und Umtuch, um das Kind zu übernehmen. Der katholische Taufritus ist leider bildlich nicht überliefert.

Auf dem Bild von Herrliberger fehlt die Taufkanne, die wir in so vielen Kirchgemeinden noch angetroffen haben. Wir vermuten, daß die meisten Kirchgemeinden über eine solche verfügten. Diese Kanne war aus Messing⁷ gegossen oder getrieben, in seltenen Fällen aus Kupfer oder Zinn. Sie diente dazu, das lauwarme Wasser in die Kirche zu bringen. Damit das Wasser sich nicht zu rasch abkühlte, war die Kanne stets mit einem Deckel versehen. Man war bemüht, den Täufling nicht zu erschrecken. Solche Taufkannen werden anscheinend seit vielen Jahrhunderten verwendet. Ein 1478 in Neapel erschienenes Buch, «Il filocol» von Boccaccio, enthält einen Holzschnitt mit der Darstellung der Taufe eines erwachsenen Paares. Mann und Frau knien, nur mit einem Lendenschurz bekleidet, neben dem großen Taufstein. Der Priester schüttet Wasser aus einer Kanne über das Haupt des Mannes. Die dargestellte Kanne entspricht formal durchaus der klassischen Zürcher Taufkanne. Derselbe Kannentyp wurde auch im Haushalt verwendet. Das Historische Museum Frankfurt a. M. besitzt ein Stilleben von Georg Flegel, gemalt im Jahre 1637⁸. Das Bild zeigt neben Tellern, Gläsern und Besteck eine Kanne, die der Zürcher Taufkanne sehr ähnlich sieht. Letztere gehört in die Nähe der – allerdings fälschlich – so genannten «Rembrandtkanne» aus Zinn. Formal scheint unsere Taufkanne auf das Wasserkrüglein zurückzugehen, welches im Raume der klassischen Antike wie in Palästina für die profane und die kultische Händewaschung gebraucht wurde. Wir erinnern an jene Kanne und Pfanne, welche 1965 in einem Steinbruch in Barzheim SH gefunden worden sind⁹. Auch die Römer verwendeten solche Gefäße für die Händewaschung. Im Jahre 1633 wurden bei Wettingen AG römische Gefäße ausgegraben. Zum Fundinventar gehören zwei Stielkannen sowie ein henkelloses Krüglein, die der Händewaschung dienten¹⁰. In Masada (Israel) kam ein ähnliches Service zum Vorschein¹¹. Wie uns Rabbiner Dr. Jakob Teichmann mit Schreiben vom 29. April 1977 in liebenswürdiger Weise mitteilt, «wurden solche Geräte im jüdischen Haushalt von alters her regelmäßig verwendet, um nach religiöser Vorschrift mehrmals täglich das Händewaschen zu praktizieren».

Die Zürcher Taufkanne hat von der Reformationszeit bis zum 19. Jahrhundert in stilistischer Hinsicht eine interessante Entwicklung durchgemacht. Diese läßt sich anhand

unserer Illustrationen deutlich verfolgen. Es ist reizvoll, zu beobachten, wie sie sich vom schlichten, jeden Stilmerkmals baren Krüglein über üppige Barockformen zum eleganten Empire-Gefäß wandelt. Dies ganz im Gegensatz zur Glocken- und Prismenkanne für den Abendmahlswein, welche sich von 1580 bis heute kaum verändert hat. Der Phantasie der Kupferschmiede wurde in Zürich etwas mehr Spielraum gewährt als derjenigen der Zinngießer.

In einzelnen Gemeinden haben sich Taufschüsseln, -kesselchen und -becken kleineren Formates erhalten. Sie bestehen aus Kupfer oder Messing und weisen oft einen flachen Boden auf. Offensichtlich wurden sie auf den geschlossenen Taufsteindeckel gestellt. Der Pfarrer schöpfte daraus das Taufwasser mit der hohlen Hand. Sie weisen sehr unterschiedliche Formen auf, mit oder ohne Traghenkel. Es gibt kaum zwei identische Stücke. Wir müssen uns hier darauf beschränken, die für ihre Stilepoche besonders typischen Stücke zu zeigen.

Viele Kirchengeräte gehen auf private Stiftungen zurück. Der Donator ließ in solchen Fällen gerne seinen Namen, das Familienwappen und die Jahrzahl der Stiftung eingravieren. Einige Beispiele mögen dies illustrieren.

Die Taufkanne der Gemeinde Winterthur-Seen weist folgende Inschrift auf: «Catharina Geilingerin 1649».

Die Gravur auf der Taufkanne von Zollikon ist leider etwas verwischt. Immerhin lassen sich folgende Worte entziffern: «... Ulrich blüwler [Bleuler] balbierer ehrt disse Styzen einer christlichen kilchen allhir zu Zoligken. Ano 1665.» (Hans Ulrich Bleuler, Balbierer, figuriert im Bevölkerungsverzeichnis von Zollikon von 1671, verheiratet mit Elisabeth Sälerin.)

Salomon Hirzel stiftete im Jahre 1723 der Gemeinde Regensberg eine Taufkanne. Er lebte von 1691 bis 1761 und war Zunftmeister, Stadthauptmann, General und Tagsetzungsgesandter.

Zumikon verfügt über eine Taufkanne mit der Gravur «Der E. Gemeinde Zumikon gewidmet von ihrem Pfarrer Hans Heinrich Zimmermann, 1830». Zimmermann lebte von 1804 bis 1873, war Lehrer an den Stadtschulen und Privatdozent an der theologischen Fakultät der Universität Zürich.

Andere Gemeinden vermerkten auf der Kanne das Datum des Ankaufs und brachten ein Besitzerzeichen an. So trägt die Kanne der Gemeinde Dinhard die Inschrift «Dyhart 1739», jene der Gemeinde Witikon ist mit dem Gemeindewappen, einer Weide, versehen sowie mit den Lettern «G. W. 1809». Die Kanne von Hittnau trägt die Inschrift «K. H. 1825».

Mancherorts gibt die Kirchengutsrechnung über Zeitpunkt und Preis eines Ankaufs Auskunft. So heißt es in der Rechnung der Gemeinde Zürich-Affoltern unterm 9. September 1683 «1 möschine Styzen, verehrt von Jungfrau Dorothea Heidegger». Die Kirchengutsrechnung von Maur enthält die Notiz, daß die Taufkanne im Jahre 1785 zum Preis von 24 Pfund bei Kupferschmied Paur in Zürich erworben wurde. Volketswil hat seine «Taufstitzen» im Jahre 1762 für 2 Pfund 5 Schilling erstanden.

Abendmahlsgerät (Nrn. 30–62)

Am Hohen Donnerstag, dem 13. April 1525, feierte die Gemeinde im Grossmünster zu Zürich erstmals das Abendmahl nach reformiertem Brauch. Die Liturgie wurde in deutscher Sprache gelesen. Auf einem Tisch lag auf hölzernen Schüsseln das ungesäuerte Brot. In hölzernen Bechern stand der Wein bereit, ganz wie es Zwingli in seiner Schrift «Aktion oder Brauch des Nachtmahls» selber vorgeschlagen hatte¹². Hölzerne Schüsseln oder Teller sowie Becher, diese fast immer aus Ahorn (Nrn. 30–41), wurden denn auch im Kanton Zürich mit wahrhaft bewundernswerter Disziplin bis ins 20. Jahrhundert hinein verwendet, in Maur z. B. bis zum Jahre 1909. Es handelt sich um eine in der gesamten Christenheit singuläre Erscheinung. Nirgendwo sonst wurde der evangelischen Bescheidenheit und Demut so sehr Rechnung getragen wie in der Kirche Zwinglis. Die gleichen Männer, welche im Zunfthaus silberne und vergoldete Pokale an die Lippen setzten, begnügten sich in der Kirche mit Holzgefäßen. Allerdings stellte ein Holzgefäß für einen Schweizer früherer Jahrhunderte nichts Außergewöhnliches dar. Holz wurde für die in Haushalt und Landwirtschaft benötigten Gefäße sehr oft verwendet. In der Sennenkultur hat es sich ja noch bis in dieses Jahrhundert hinein erhalten. Wir sind der Kirche Zürichs dankbar dafür, daß sie so viele Zeugen der Holzkultur bewahrt hat. Wir müssen alles tun, um sie auch weiterhin zu erhalten und zu pflegen.

Holzschüsseln und -becher für kirchlichen Gebrauch finden sich auch noch in drei anderen Kantonen¹³. Es läßt sich nicht mehr feststellen, ob sie dort ausschließlich oder mehr zufällig, etwa unter dem Einfluß eines Zürcher Pfarrers, verwendet wurden. Im Kanton Schaffhausen haben sich Holzbecher erhalten: in Burg bei Stein am Rhein, Beggingen, Buchberg, Dörflingen usw. In Graubünden finden wir sie in Parpan, Felsberg, Thusis, Tamins, Ilanz und Mathon. Schwellbrunn im Kanton Appenzell Auerroden verfügte auch über Holzbecher. In anderen Kantonalkirchen blieb man anscheinend bei den Geräten aus Edelmetall, wie man sie vor der Reformationszeit verwendet hatte.

Mancherorts wurden sogar die spätgotischen Meßkelche mit einer gewissen Unbekümmertkeit in Abendmahlskelche umfunktioniert. Man sah in diesem Verhalten keine Gefährdung der evangelischen Glaubenssubstanz. Dies läßt Rückschlüsse zu auf die Glaubenshaltung der Christen in den verschiedenen Kantonalkirchen. Außerhalb von Zürich war man offensichtlich liberaler, gelöster, freier. Im Bereich der Kirche Zwinglis verschaffte man den Weisungen des Reformators während 320 Jahren mit absoluter Disziplin Nachachtung. Das zeigt eine gewisse Starrheit und Verkrampfung der Glaubenshaltung. Sie mußte zu jener unheilvollen Orthodoxie führen, welche Gottfried Keller im Abschnitt «Hanswurstel» (Figura Leu) seiner Novelle «Der Landvogt von Greifensee» so köstlich geschildert hat. Echte spätgotische, d. h. vor der Reformation entstandene Meßkelche werden bis auf den heutigen Tag bei der reformierten Abendmahlsfeier in Eriswil BE, Fontaines, Lignières und St-Blaise NE, Fanas, Feldis, Celerina,

Serneus und Wiesen GR sowie Hundwil AR verwendet. Es gibt also Kantonalkirchen wie Graubünden und Appenzell Außer rhoden, in deren Bereich man sich nicht scheute, Meßkelche und reformierte Holzbecher nebeneinander zu gebrauchen.

Noch ein Wort zum Verwendungszweck der Becher: sie werden beim Abendmahl mit Wein oder Traubensaft gefüllt. Bei der «Sitzenden Kommunion» gehen sie von Hand zu Hand. Jedes Gemeindeglied ist eingeladen, aus dem Becher zu trinken. Bei der «Wandelnden Kommunion» bleibt der Pfarrer am Taufstein stehen. Er oder ein Kirchenpfleger reicht den Gläubigen den Becher zum Trunk.

So wurde auch in den reformierten Landeskirchen nicht alles über einen Leisten geschlagen. Eine gewisse Vielfalt kirchlicher Sitten und Gebräuche konnte sich erfreulicherweise durchsetzen und erhalten.

Wenden wir uns nun dem Holzbecher zu. Er weist weder eine besondere kultische Form auf, noch ist er mit dem Meßkelch zu vergleichen. Zwingli achtete darauf, für den Gebrauch in der Kirche Gefäße zu übernehmen, welche auch in Haushalt und Zunftstube in dieser Form gebraucht wurden. Damit war jedes magische Mißverständnis ausgeschlossen. In diese Geräte konnte nichts «hineingeheimnißt» werden. Etwas von diesem Geist ist noch in Ftan GR zu spüren, wo die Patin das Taufwasser vor den Augen der Gemeindeglieder vom Dorfbrunnen holt, oder dort, wo der Küster nach der Taufe das Taufwasser ostentativ auf den Kirchenboden gießen muß. Die Becherform, welche in der Zürcher Kirche seit Jahrhunderten verwendet wird, heißt «Stauf». Das Wort wird in Dudens Wörterbuch dem Begriff «Humpen» gleichgesetzt. Es handelt sich dabei um ein schlichtes Trinkgefäß ohne Schaft, mit oder auch ohne Fuß, von konischer, sich nach unten verjüngender Form. Die Wandung ist meist konkav, selten gradlinig oder konvex. Ein solcher Stauf in profanem Gebrauch ist abgebildet in Albert Hausers Werk «Vom Essen und Trinken im alten Zürich»¹⁴. Es handelt sich um einen Holzschnitt aus dem Jahre 1508. Dargestellt ist ein Mann beim häuslichen Mahle, der einen überdimensionierten Stauf zum Munde führt. Aufschlußreich ist, daß er ihn nicht umfaßt, sondern von unten, vom Gefäßboden her, hält. Die Becherform ist uralte, wurden doch im Königsfriedhof von Ur in Mesopotamien Goldbecher dieser Form ausgegraben; sie stammen aus der Zeit um 2600 v. Chr.¹⁵. Holzbecher für das Abendmahl haben sich im Kanton Zürich zu Hunderten erhalten. Sie sind allerdings raschem Zerfall durch Bruch, Holzwurm und Schimmel ausgesetzt. Manche wurden aus hygienischen Gründen lackiert. Dies erhöhte ihre Lebensdauer, stellt aber keinen «klassischen» Zustand der betreffenden Becher dar. Unsere Abbildungen zeigen, daß kaum zwei Holzbecher im Kanton Zürich wirklich identisch sind. Die Drechsler verstanden es, durch das Anbringen von Wulstringen, durch Profilierung des Fußes, verschiedene Höhe und Breite, durch Schnitzereien die Form der Holzbecher zu variieren und abwechslungsreich zu gestalten.

Der Präsentation des Abendmahlsbrotes (oder der Oblaten) dienten Schüsselchen und Teller aus Holz. Sie wurden den Gläubigen durch den Pfarrer oder Kirchenpfleger hingereicht und wanderten hierauf von Hand zu Hand durch die Bankreihen. Wir kön-

nen auch hier darauf verzichten, diese z. T. noch heute geübten Bräuche ausführlich darzustellen. Gotthard Schmid hat sie in seinem bereits erwähnten Werk geschildert. Im übrigen möchten wir darauf hinweisen, daß die Liturgie der Kirche Zwinglis bis auf den heutigen Tag wenig Änderungen erfahren hat. Aus uns unbekanntem Gründen ist die Zahl der alten Holzteller bedeutend geringer als diejenige der Becher. Geflochtene Brotkörbe, von denen Gotthard Schmid auf Seite 88 seines Werkes spricht, haben wir¹⁶ nicht angetroffen. In bezug auf Form und Größe variieren die Holzteller beträchtlich. Am ältesten scheinen die Schüsselchen zu sein, wie sie sich etwa im Fraumünster erhalten haben (Nr. 45). Zwingli spricht ja in seinem oben zitierten Satz auch von «Schüßlen». Bei den Tellern kommen dieselben Formen vor wie bei den Zinntellern, zudem noch Exemplare mit senkrechtem Rand (Nr. 47). Auch in dieser Sparte ihres Berufes war der Phantasie der Drechsler keine Grenze gesetzt. Wir vermuten, daß ähnliche Schüsseln und Teller auch im Haushalt des Bauern und Bürgers während Jahrhunderten in Gebrauch standen. Sie sind bei der Einführung von Gefäßen aus Zinn, Porzellan und vollends Plastik in den Ofen gewandert. Die Kirche hütet deshalb ein kostbares Erbe, das nicht untergehen darf.

Die Kirchgemeinde Wald hat ein Behältnis besonderer Art bewahrt: eine große Spannschachtel (zürichdeutsch «Schindletrücke») aus Fichtenholz von fast 40 cm Länge (Nr. 52). Sie diente dem Transport des Abendmahlsbrotes in die Kirche. Solche Behältnisse wurden früher häufig verwendet, bis sie durch die Kartonschachtel verdrängt wurden. Über die Preise der Holzgeräte haben sich da und dort Archivnotizen erhalten. Werner Suter, Archivar der Gemeinde Maur, entnimmt der Kirchengutsrechnung seiner Gemeinde folgende Angaben: Für zwei Holzbecher mußten im Jahre 1673 zwei Pfund bezahlt werden, für einen Holzteller verlangte der Drechslermeister 1751 ein Pfund und fünf Schillinge.

Schenkkannen wurden benötigt, um den Wein für das Abendmahl in die Kirche zu tragen und um die Becher zu füllen. Im Kanton Zürich wird ein solches Holzgefäß «Sester» genannt^{16a}. Im Duden figuriert der Ausdruck auch, er wird mit «Hohlmaß» übersetzt und soll auf die gangbarste altrömische Münze, Sesterz, zurückgehen. (Eigentlich ses-tertius, d. h. semis tertius, «der dritte As halb», also zweieinhalb As.) Es darf als großer Glücksfall gewertet werden, daß sich im Ortsmuseum Zürich-Albisrieden drei aus dem Besitz der betreffenden Kirchgemeinde stammende Exemplare dieser uralten Gefäßgattung erhalten haben (Nr. 53). Sie sind nur 29 cm hoch und sehr geschickt aus ganz verschiedenen Holzarten zusammengesetzt. Als Tülle dient offensichtlich ein durchbohrtes Aststück. Laut Stillstandsprotokoll sind die drei Sester im Jahre 1771 angeschafft worden. Sie weisen als Brandmarke das Tatzenkreuz des Großmünsters auf. Mündlicher Überlieferung zufolge sollen sie bis 1820 als eigentliche Abendmahlskannen verwendet worden sein. Tatsächlich tragen die beiden Prismenkannen der Gemeinde die Gravur «1820» (Freundliche Mitteilung von Herrn E. Lipp). Der Sester ist ein geböschtes, d. h. aus Dauben zusammengesetztes und mit Ruten oder Holzreifen gebundenes Gefäß. Es ist mit einem Deckel und einer einfachen Verschlusseinrichtung

– einem Schieber – versehen. Am Deckel findet sich ein Traghenkel, der den Schieber fixiert. Die Mündung der Tülle ist bei unserem Exemplar durch eine Zinnaufgabe verstärkt. Kloten bewahrt ein Exemplar aus dem 20. Jahrhundert auf (Nr. 54). Dessen Tülle besteht aus Kupfer, der Gesamteindruck des Gefäßes ist wenig harmonisch.

Beim Sester scheint es sich um eine uralte Gefäßform zu handeln. Das Landesmuseum Stuttgart hütet ein Holzgefäß, «Daubeneimer» genannt, das wie ein Urahne des Sesters aussieht¹⁷. Es stammt aus dem alemannischen Fürstengrab von Oberflacht in der Nähe von Stuttgart, das dem 6. oder 7. Jahrhundert zugewiesen wird und dank günstiger Bedingungen eine ganze Reihe von Holzgeräten bewahrte. Das Gefäß bildet einen Konus, der sich allerdings nach *oben* verjüngt. Es weist eine ganz kurze, nach oben gerichtete Tülle sowie einen Handgriff am Deckel auf und ist mit Ruten gebunden. Die Art der Verriegelung des Deckels ist auf der photographischen Aufnahme leider nicht ersichtlich. Zahlreiche Bilder beweisen, daß der Sester in unseren Landen ehemals weit verbreitet war. So erscheint er auf dem Monatsbild «Januarius» in der Rose der Kathedrale von Lausanne¹⁸. Das Gefäß, «une aiguïère» genannt, scheint auch für Wasser gebraucht worden zu sein. Im Jahre 1440 hat der Künstler Peter Maggenberg für den «Couvent des Cordeliers» in Freiburg i. Ue. ein Marienleben geschaffen. Auf dem Weihnachtbild ist deutlich ein Sester zu erkennen¹⁹. Um 1494 schuf Meister Hans Haggenberg im Haus zum «Hintern Waldhorn» zu Winterthur ein Freskogemälde, auf welchem verschiedene Schenk- und Trinkgefäße dargestellt sind. Einer der Sester fällt durch seine schlanke Form auf²⁰. Im Kupferstichkabinett Basel liegt unter Inv.-Nr. 1901.10 eine Kopie nach Hans Holbein d. J. «Vorzeichnung für die Malerei an der Hauptfassade des Hauses „Zum Tanz“²¹». Zwischen den Musikanten, welche den Bauern zum Tanz aufspielen, befindet sich u. a. ein Sester. Das Emblem der Weinleutenzunft Basel besteht aus einem Sester²². Endlich enthält die Graphische Sammlung der ZB Zürich eine Darstellung des «Räbenspiels» im Zunfthaus zur Meisen (2. Hälfte 18. Jh.)²³. Der dort abgebildete Sester weist wie das moderne Klotener Exemplar eine Tülle aus Metall auf. Die Gefäßform hat sich demnach mit großer Zähigkeit durch die Jahrhunderte halten können.

Beim Abendmahl sind Zinnkannen notwendig, um den Wein in die Becher zu füllen. Sie stehen vor dem Taufstein am Boden und werden während der Austeilung des Weines durch Kirchenpfleger oder Sigristen mitgetragen. Mit ihrer Anschaffung betrat man im Zürich der Reformationszeit Neuland. Da in der katholischen Kirche nur der Priester Wein zu sich nimmt, fällt dort die Notwendigkeit einer Kanne weg. Es lag durchaus in der Linie der reformatorischen Entwicklung, daß man als Kanne eine Gefäßform wählte, die bereits in Haushalt und Zunftstube verwendet wurde, die Glockenkanne aus Zinn. Hugo Schneider definiert auf Seite 13 seines Werkes «Zinn», Katalog der Sammlung des Schweiz. Landesmuseums Zürich, den Gefäßtyp in ausführlicher Weise. Wir zitieren: «Ringwulste liegen oben und unten gebündelt um den Zylinder. Es scheint, daß es sich um ein letztes Relikt ehemaliger Weidengebinde von Holzkannen handelt.» Die Glockenkanne aus Zinn geht auf hölzerne Gefäße zurück – was

liegt näher, als sie vom Sester abzuleiten? Die meisten Glockenkannen verjüngen sich nach oben – genau wie der Daubeneimer von Oberflacht.

Die Glockenkanne wird am Oberrhein und vor allem im Einzugsbereich der Stadt Zürich seit Jahrhunderten häufig verwendet. Sie gilt weithin als «Zürcherkanne» per se. Die älteste Darstellung einer Zürcher Glockenkanne findet sich in der «Manessischen Liederhandschrift» (um 1300 entstanden, fol. 339 recto, Abb. bei A. HAUSER²³). Ludwig Mory²⁴ bezeichnet die Glockenkanne auf seiner Karte «Regionale Krug- und Kannentypen» kurzerhand als «Zürcherkanne». Auch in Bruckmanns «Zinnlexikon»²⁵ wird die Glockenkanne als «Kannentyp in der Schweiz» bezeichnet. Der Verfasser fügt aber bei, «daß die Form aus Deutschland stamme». Unter dem Stichwort «Zürich» desselben Werkes wird mitgeteilt: «Die in der Zunftordnung der Zürcher Schmiedenzunft von 1336 erwähnten Zinngießer stammten aus Baden-Baden, Rottweil, Nürnberg, Frankfurt am Main und Ingolstadt», und es wird ferner dargelegt, daß dieser Kannentyp seit dem 2. Viertel des 13. Jh. in Deutschland nachgewiesen werden kann. Er erscheint um diese Zeit in einem Glasfenster der Elisabethenkirche in Marburg. Glockenkannen wurden tatsächlich in der ganzen deutschsprachigen Schweiz gegossen; doch bildet Zürich einen deutlichen Schwerpunkt.

Die Glockenkanne erscheint auf vielen alten Darstellungen, so etwa beim Monatsbild «Januar» unter den Fenstern des alten Zürcher Rathauses²⁶. Mit großer Präzision ist ein solches Gefäß dargestellt auf einem Tafelgemälde im Kloster Ottobeuren im Allgäu. Es handelt sich um eine Geburt Mariens. Das Bild wurde durch den «Meister des Riedener Altars» um 1475 geschaffen. Nach A. Stange²⁷ zeigt dieser Altar eine zweifellos niederländisch beeinflusste Handschrift²⁸. Die «Kantengießer in Schafhusen» wählten die Glockenkanne sogar als Signet für ihr Siegel von 1506²⁹.

Glockenkannen enthalten oft eine verborgene Schönheit, die «Bodenmedaille» oder «Rosette» im Innern des Corpus. Sie diente ursprünglich einem technischen Zweck: Kannen müssen zum Abdrehen der Gußhaut auf der Drehlade mittels einer Spindel befestigt werden. Der Boden der Kanne weist deshalb bis zu diesem Arbeitsgang eine kreisrunde Öffnung auf, die zuallerletzt durch einen Zapfen aus Zinn verschlossen wird. Dieser Zapfen zeigt auf seiner Oberseite, d. h. im Kannen-Innern, eine mitgegossene plastische Darstellung. Die ältesten solchen Bilder sind der religiösen Vorstellungswelt entnommen: Kreuzigung Jesu, Auferstehung Christi etc.³⁰. Unsere Zürcher Kannen zeigen ausnahmslos Rosetten aus stilisierten Blumen oder in seltenen Fällen ganze mit Blumen gefüllte Körbchen (Nr. 114). Selbst im Innern der Kannen galt das Bilderverbot der Reformation. Wir vermuten, daß die anderwärts üblichen Kreuzes- und Auferstehungsdarstellungen apotropäische Bedeutung hatten, d. h., sie galten der Abwehr böser Mächte. Man wollte etwa einer Vergiftung des Getränkes oder der schädlichen Wirkung des in der Zinnlegierung enthaltenen Bleies steuern.

In seltenen Fällen ist auch die Unterseite des Deckels mit einer eingelöteten Zinnmedaille verziert. Dies ist der Fall bei den drei Kannen aus der Werkstatt des Wilhelm

Obrist, die im Großmünster zu Zürich erhalten geblieben sind (Nr. 55), oder bei Kannen aus der Werkstatt der Wilh. I. und II. Breitinger (Nr. 97). Die Werke des Heinrich Wirz in Embrach (Nrn. 121, 122) zeigen im Deckel interessante, schwer deutbare Abgüsse eines Siegels und einer antikisierenden Münze mit Kriegerkopf.

Jünger als die Glockenkanne ist die Prismen- oder Schraubkanne. Auch ihre Merkmale werden in Hugo Schneiders Werk erschöpfend behandelt. Die älteste Prismenkanne in der Sammlung des SLM ist ein Werk des Oswald Keiser in Zug, geschaffen in der ersten Hälfte des 17. Jh. Im Raume der Zürcher Kirche hat sich diese Kanne erst viel später durchsetzen können; die Glockenkanne wußte ihre Stellung zweihundert Jahre lang zähe zu behaupten. Die älteste in Zürcher Kirchenbesitz erhaltene Zürcher Prismenkanne ist ein Werk des Wilhelm I. Breitinger, datiert 1733, im Besitz der Kirchengemeinde Hombrechtikon. Fast alle Prismenkannen weisen sechs Seitenflächen auf. (Das SLM besitzt zwei siebenseitige und drei achtseitige Kannen.) Achtseitige Kannen in Zürcher Kirchenbesitz finden sich im kleinen Dinhard, das über eine ganze Reihe höchst origineller Kirchengeräte verfügt. Die Dinharder Kannen sind Werke des Frauenfelder Meisters Adam Fehr, genannt Brunner, um 1729 datiert. Mit ihrem zweistufigen Fuß und dem ovalen, von einem plastischen Blattkranz eingerahmten Spiegel samt Wappen und Jahrzahl weisen sie in Richtung der berühmten Churer Kannen der Familien Bauer und de Cadenath. Haben sie diesen wohl als Vorbild gedient? (Nr. 57) Zahlenmäßig hat die Prismenkanne im Raume der Zürcher Kirche die Glockenkanne nicht ganz einholen können: wir erfaßten bei unserer Bestandsaufnahme insgesamt 310 Glockenkannen, aber nur 220 Prismenkannen. Es sind vor allem die Breitinger, Boßhard, Manz, Weber, Wirz und Ziegler gewesen, welche Prismenkannen lieferten. In Chur wurde der Typ dann weiterentwickelt und reicher ausgestattet: man versah den Fuß mit einem profilierten Bodenrand samt Akanthusblatt-Dekor; dasselbe geschah mit dem Ansatz der Tülle. Der Typ ist unter der Bezeichnung «Kranzkanne» bis heute bekannt und beliebt.

Wir vermuten, daß auch die Prismenkanne auf geböttcherte Holzgefäße zurückgeht, jedoch nicht auf runde, sondern auf prismatisch abgewinkelte. Ein Holzgefäß dieser Art ist auf einem Glasgemälde von 1612 aus dem Haus «Zum Mühlestein», Zürich, heutige Bahnhofstrasse 39, zu sehen³¹. Unter dem Thema «Sommer» ist ein Bauer abgebildet, der ein prismatisches Holzgefäß zum Munde führt. Es weist offensichtlich acht Seitenflächen auf und ist mit Weidenruten gebunden.

Die Prismenkanne hat einen Schraubverschluß. Eine Verriegelung des Deckels ist deshalb nicht notwendig. Die Tülle ist ebenfalls mit einem Schraubdeckelchen versehen, das durch eine feine Kette mit dem Kannenkörper verbunden ist. Die beiden Ansatzpunkte der Kette sind als Miniatur-Delphine gestaltet. Deckel und Kette sind leider oft verlorengegangen.

Bei dieser Kanne haben Ortshinweis und Meistermarke auf dem Tüllendeckel nicht Platz. Sie müssen deshalb auf der Ober- oder Unterseite des Bodens oder am Deckelrand

gesucht werden. An allen drei Orten sind sie starker Abnutzung ausgesetzt: im Innern der Kanne durch Weinrückstände und an der Außenseite durch das allzu energische Putzen und Polieren von seiten pflichtbewußter Sigristen. Dies ist auch der Fall bei der schönsten Prismenkanne in Zürcher Kirchenbesitz, dem Werk des Johannes Weber von 1756 in Seegräben (Nr. 56).

In Zürcher Kirchenbesitz befindet sich eine einzige Schnabelstize, wie sie sonst vor allem im Kanton Schaffhausen für den Gebrauch beim Abendmahl verwendet wird. Es handelt sich um ein Prachtsexemplar von außergewöhnlicher Höhe. Sie mißt fast 40 cm, während die 133 Stizen im Besitz des SLM meist unter 30 cm hoch sind. Die Gerichtsherrschaft Ober-Marthalen befand sich während Jahrhunderten im Besitz von Schaffhauser Familien (Trüllerey, Am Stad, von Waldkirch). Ratsherr Hans Conrad Peyer, 1569–1623, sowie seine Gattin Elisabeth Peyer Im Hof, 1566–1629, haben der Gemeinde 1612 das schöne Gefäß dediziert (Nr. 58). Das Allianzwapen der Stifter wurde in monumentaler Weise eingraviert.

Als einzige Kirchengemeinde des Kantons Zürich verfügt die Eglise Française de Zurich über eine Walliser Kelchkanne mit flachem Deckel, Eichelknauf und großem Walliser Wappen als Herkunftsbezeichnung. Eine ganze Reihe von Initialen früherer Besitzer schmücken die Kanne auf originelle Weise. Das Exemplar wurde zu Beginn des 19. Jh. durch die Meister Alvazzi und Castel in Sitten gegossen.

Wir schließen diesen Blick auf die Abendmahlskannen der Zürcher Kirche mit der Feststellung, daß ein fast unübersehbarer Schatz an alten Geräten vorhanden ist, dem hohe ideelle und materielle Werte eignen. Vor allem fällt auf, daß eine absolute Unité de doctrine bezüglich Material und Form von 1525 bis zur Mitte des 19. Jh. eingehalten wurde.

Einzig im Bereich der Abendmahlsbecher brach sich bereits zu Beginn des 19. Jh. eine neue Entwicklung Bahn: Einzelne Gemeinden gingen dazu über, die zerbrechlichen Holzbecher durch solche aus Zinn zu ersetzen. Dies geschah etwa in den Gemeinden Dinhard, Sitzberg und Winterthur-Veltheim. Beim Entwerfen dieser Zinnbecher verließen die Zinngießer die plumpe Form des Staufs und schufen kelchähnliche Gebilde. Die Cupa wurde kürzer, der Schaft länger, bald begann sich auch ein Nodus abzuzeichnen. In allen erwähnten Fällen handelt es sich um Spitzenprodukte der betreffenden Werkstätten. Sie sind ausnahmslos von bestechender Eleganz. Auch das SLM verfügt in seiner Sammlung über vier Zinnbecher für das Abendmahl³². Ihr Schöpfer, Hans Rudolf Manz, hat sich allerdings noch streng an die konventionelle Stauf-Form gehalten.

Im ganzen Kanton haben sich nur zwei Exemplare von Zinndosen für die Aufbewahrung der Oblaten für das Abendmahl erhalten. Das Exemplar in Dägerlen (Nr. 60) entspricht mit seiner Rundform durchaus der Pyxis, der Hostienbüchse der katholischen Kirche. In der Zinnsammlung des SLM befindet sich eine runde «Hostienbüchse für Messoblaten» mit Deckel und Knauf³³. Es erstaunt, daß eine reformierte Zürcher Gemeinde den Mut hatte, ein derart «katholisches» Kirchenggerät anzuschaffen und zu

gebrauchen. Eine entsprechende Dose in Andelfingen (Nr. 61) weist rechteckige Formen auf. Sie gleicht damit dem «Reliquienbehälter mit Deckel . . .», der sich ebenfalls in der Sammlung des SLM befindet³⁴. Das Andelfinger Exemplar ist mit viel Phantasie gestaltet. Als Füße und Eckbekrönungen dienen geflügelte Engelsköpfechen. Leider fehlt bei beiden Dosen die Meistermarke.

Endlich kam im kleinen Stallikon ein Oblateneisen zum Vorschein (Nr. 62). Es trägt die Jahrzahl 1578 und stellt damit das älteste datierte Zürcher Kirchengesäß dar. Wir können aus der Existenz dieses Eisens schließen, daß noch Jahrzehnte nach Zwingli in Zürich Oblaten mit Bildern gebacken und verwendet wurden, was einigermaßen erstaunen muß. Eine Oblate mit Bild erfüllt ihren Zweck ja nur, wenn der Pfarrer während der Einsetzungsworte das Bild der Gemeinde öffentlich zeigt, was eher katholisch als evangelischem Ritus entspricht. Interessant ist, daß die alten Zürcher noch im 20. Jh. für Bricelets den Namen «Offleten», d. h. Oblaten, verwenden.

Gerät für die Kollekte (Nrn. 63–71)

Der Kollekte kommt im Gottesdienst aller christlichen Bekenntnisse große Bedeutung zu. Sie wird als Dankopfer verstanden. Gotthard Schmid³⁵ schreibt, daß man in Zürich im Jahre 1558 vom Opferstock zum «Almosensäcklein» übergegangen sei. Letzteres wurde an den Kirchentüren durch «Stillständer» (Kirchenpfleger) den Kirchengenossen präsentiert. In den Kirchen der Zürcher Altstadt hat sich dieser Brauch bis heute erhalten. Im Jahre 1667 kam es auch auf der Landschaft zur Einführung der sonntäglichen Liebessteuern. Angesichts der Mangelhaftigkeit der öffentlichen Sozialfürsorge waren sie von großer Bedeutung. Bis zur Einführung der obligatorischen Brandassekuranz finanzierte man oft den Wiederaufbau abgebrannter Liegenschaften durch kantonale Kirchenkollekten. Der Antistes erließ in solchen Fällen eine Weisung an das ganze Zürichervolk. Aus uns unbekanntem Gründen ging man anscheinend im 17. Jh. vom diskreten Säcklein zu offenen Tellern und Schüsseln über. Die ältesten datierbaren Kollektenteller befinden sich in Winterthur-Seen. Sie stammen aus der Werkstatt des Anton I. Graf, 1617–1686 (Nr. 126). Kollektenteller und Schalen aus Zinn sind selten geworden. Man braucht sie seit langem nicht mehr. Zudem sind sie als antike Zinngegenstände im Handel sehr gesucht. Das mag ihr Verschwinden erklären. Oft werden sie als Brotteller für das Abendmahl mißverstanden. Unzählige feine Kratzer auf ihrer Oberfläche beweisen aber, daß sie der Aufnahme von Geldstücken dienten. Sie weisen ganz unterschiedliche Formen auf. Anscheinend war den Meistern bei ihrer Gestaltung weitgehend freie Hand gewährt. Am verbreitetsten sind im Kanton Zürich kleine Schüsselchen mit zwei beweglichen Klapphenkeln. Sie werden auf zürichdeutsch noch heute liebevoll «Schlänggeschüsseli» genannt. Der Name ist sehr zutreffend, da

man die Klapphenkel hin- und herschlenkern kann. Sie weisen einen schmalen Rand auf. Viele dieser Schüsselchen sind stark deformiert. Ihr Zinn ist im allgemeinen viel weicher als dasjenige der Kannen und Becher, da die Legierung mehr Blei enthält. Über die giftigen Eigenschaften des Bleis wußte man genau Bescheid. Für Geräte, die mit dem Munde oder mit Lebensmitteln und Getränken in Berührung kamen, galten sehr strenge Bestimmungen. Bei den Kollektenschalen war man großzügiger. Andere Schüsselchen sind breitrandig, weisen dafür nur *einen* ringförmigen Henkel auf, der an der Unterseite des Randes befestigt ist (vgl. die Werke von J. J. Schöchli in Elgg, Nr. 64). Auch Breitrand-Gupfplatten wurden verwendet (Definition bei Hugo Schneider, Zinn, S. 20). Sie haben Seltenheitswert. Eines der schönsten Exemplare, aus der Werkstatt der Breitingen stammend, wurde leider neuerdings aus der Sakristei der Kirche Seegräben gestohlen. Die kupferne Taufkanne sowie die beiden Holzbecher ließ der Dieb stehen . . . Ein prächtiges Exemplar dieser Art, aus der Werkstatt des Hans Rudolf Schinz, datiert 1667, befindet sich in der Obhut der Gemeinde Aeugst a. Albis (Nr. 66). Großmünster und Fraumünster zu Zürich verfügen über eine große Anzahl von mächtigen Schüsseln mit senkrechtem Rand und kräftigen Holzgriffen. Sie wirken etwas plump und unproportioniert und waren eine Spezialität der Werkstatt der Witwe «Lisabeth Manz» (Nr. 65). Auch ganz gewöhnliche Teller aus Zinn, mit breitem oder schmalen Rand, wurden für die Kollekte verwendet. Wie die Holzsteller gleichen sie den in Familie und Zunft verwendeten Exemplaren. Gelegentlich diente auch hier ein ringförmiger Henkel dazu, den Teller während der Woche an einen Nagel an der Kirchentüre aufzuhängen. 1966 wurde dieser Brauch in Hinwil noch geübt. Für den Transport des «Säckligeldes» von der Kirche zum Haus des Verwalters verwendete man massive, zylinderförmige Kassen aus Holz, verstärkt durch Eisenbänder und mit einem Tragbügel versehen. Das Exemplar in Dietlikon – es stammt aus der Umbauzeit der Kirche – weist im Deckel einen Schlitz auf (Nr. 71). Es konnte somit auch als Opferstock verwendet werden. Ähnliche Kassen haben sich auch zu Predigern (Nr. 70) und am St. Peter in Zürich erhalten.

Die Form des «Schlänggeschüsselis» scheint auf uralte Gefäßformen zurückzugehen. Hans Grütter berichtet über den Fund zweier Miniatur-Zinntellerchen aus gallorömischer Zeit (Durchmesser 4,2 cm)³⁶, welche unseren Exemplaren auffallend gleichen. Im Innern weisen sie mythologische Darstellungen auf. Senkrecht zum Relief stehen kleine Henkelchen. Ihr Verwendungszweck ist unklar: waren es Devotionalien, Agraffen, Amulette?

Liturgisches Hilfsgerät, Verschiedenes und Kuriosa (Nrn. 72–91).

Im folgenden wenden wir uns einer Reihe von Gegenständen zu, welche durch Seltenheit, ausgefallene Form, Originalität oder aus irgendeinem anderen Grunde unser Interesse wecken. Sie sind heterogener Herkunft, verschiedenen Materials und Verwendungszweckes. Es kann nicht in systematischer Form über sie berichtet werden.